

Hoher Einsatz.

Roman

von **Ludwig Habicht.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Margareth plauderte gern mit dem Doktor Holmgren so zwanglos und vertraulich, nicht wie mit einem Arzt, sondern wie mit einem lieben Freunde, und wenn auch der junge Mann sich ziemlich in seinen Schranken hielt, so war Gräfin Eusebia doch Frau und erfahren genug, um nicht das tiefere Interesse zu erkennen, das Doktor Holmgren an ihrer Nichte nahm. Die Tante hütete sich freilich, Margareth direkte Vorhaltungen zu machen; sie wußte schon, daß sie bei dem kleinen Trotzkopf damit leicht das Gegentheil von dem bewirken würde, was sie gewollt, sie sprach nur in der letzten Zeit schärfer denn je ihre Ansicht aus, daß der vertrauliche Verkehr mit Bürgerlichen für Leute des höheren Adels nicht standesgemäß sei, und sie für ihre Person benahm sich auch durchaus diesen Anschauungen entsprechend. Wenn Doktor Holmgren in dem kleinen Salon erschien, so wußte sie eine unübersteigbare Schranke zwischen ihr und ihm aufzurichten und ihm jeden Augenblick zum Bewußtsein zu bringen, daß sie die Gräfin Eusebia Trautenbach sei, die ein Abgrund von jedem Bürgerlichen trenne.

Weit mehr hatte es der Slavonier verstanden, sich die Gunst der alten adelsstolzen Dame zu erwerben; war der Chevalier v. Josipovic auch in ihren Augen nur ein Ritter von Kaisers Gnaden, so besaß der Mann doch so feine Manieren, „so viel Welt“, wußte der gräflichen Tante so geschickt zu schmeicheln und sie durch sein gewinnendes Benehmen und seinen blendenden Geist zu bezaubern, daß sie bei ihm vergaß, nach seinen Ahnen zu fragen. Deshalb ließ Tante Eusebia sein junges Ritterthum gelten, das vielleicht erst der Vater am kaiserlichen Hofe in Wien erworben, der dort die Stelle eines höheren Beamten bekleidet hatte.

Freilich, seit dem Tode der Baronin hatte auch dieser Bewerber um die Gunst der Nichte in den Augen der alten Gräfin viel verloren. Mit diesem unerwarteten Glücksfall war ja Alles verändert, ihr theurer Liebling eine reiche Erbin, die wirkliche Besitzerin einer Grafschaft! Nun mußte schon ein ganz Anderer kommen, dem ihre Nichte die Hand zum ewigen Bunde reichen konnte; diese Menschen, der Slavonier nicht ausgeschlossen, waren gar nicht mehr in Betracht zu ziehen.



Kahnfahrt. Nach einem Gemälde von C. Heyden. (S. 131)

Josipovic war soeben in der kleinen Villa erschienen, um seinen angekündigten Besuch abzustatten, und Gräfin Trautenbach ließ es ihn bereits ein wenig fühlen, daß sich seit den letzten Tagen unendlich viel verändert habe, sie war indeß klug und weltgewandt genug, ihre „reservirte Haltung“ hinter der Trauer zu verbergen, die sie für das Hinscheiden der jungen Nichte nothwendig zu zeigen hatte. Dem scharfblickenden Slavonier entging jedoch der kühlere, gedämpftere Ton nicht, mit dem heute die alte Dame zu ihm sprach, die ihm sonst unverhohlen ihre besondere Gunst gezeigt hatte.

Die Comtesse dagegen war völlig unverändert; sie empfing Josipovic so freundlich und unbefangen wie immer. Sie hatte anfangs eine tiefe innere Abneigung gegen den Slavonier empfunden, ohne sich über die Gründe der Abneigung irgend welche klare Rechenschaft geben zu können. Alle Welt bewunderte den Geist, die einschmeichelnden Manieren des Chevaliers, die sonst so vorurtheilsvolle, scharfblickende und leicht zu Mißtrauen geneigte Tante sang am begeistertsten sein Lob, und nun suchte auch Margareth dem Manne bessere Seiten abzugewinnen. Wie alle edleren Naturen, glaubte sie durch eine größere Freundlichkeit das Unrecht wieder gut machen zu müssen, das sie ihm heimlich durch ihren versteckten Widerwillen zugefügt hatte.

Es war ein wundervoller

Septembertag, der heute noch alle Wärme und allen Sonnenschein des Sommers brachte. In dem kleinen Salon herrschte sogar eine gewisse Schwüle, trotzdem die Jalousien nach der Mittagsseite geschlossen waren und nur von dem nach Morgen gelegenen Fenster das Licht frei hereindringen konnte, während eine Menge Blattpflanzen in dem einfach, aber geschmackvoll eingerichteten Raume etwas Kühle zu verbreiten suchten.

„Darf ich Sie bitten, Herr Chevalier, auf den Balkon zu kommen, es ist hier erstickend heiß," begann die Comtesse nach der ersten Begrüßung, und Josipovic folgte gern ihrer Einladung, während die Gräfin unter einem Vorwande im Salon zurückblieb. Sie fürchte, so sagte sie, sich draußen eine Erkältung zu holen.

„Dann lassen wir die Balkonthüre offen," sagte Margareth, „damit Du bequem zuhören kannst, denn der Herr Chevalier will uns erzählen, wie eigentlich Alles gekommen ist."

„Sehr verbunden," entgegnete die alte Dame in einem sehr kühlen Tone und mit einem vornehmen Nicken des Hauptes; sie veränderte ihre bequeme Stellung im Lehnsessel nicht, während Josipovic mit ihrer Nichte auf den Balkon hinaustrat.

Hier war es in der That weit kühler. Der große, nach Morgen gelegene Balkon war ganz von wildem Wein umsponnen, und ein dicht davor stehender japanischer Mispelbaum bildete nicht nur mit seinen schweren dunklen Blättern ein zweites grünes Dach, sondern verbreitete auch mit dem heliotropartigen Geruche seiner Blüthen einen süßen, sanft berauschenden Duft.

„Nehmen Sie Platz, Herr Chevalier, und nun erzählen Sie mir den ganzen Hergang," begann Margareth. „Ich habe so Widerstreitendes gehört, und vor allen Dingen: ist es wahr, was man sich hier bereits zuflüstert?"

Josipovic nickte mit dem Kopfe. Sein Gesicht war plötzlich verändert, der Ausdruck stiller Bewunderung, mit dem er die lachende Landschaft betrachtet, war verschwunden und hatte dem einer tiefen Trauer Platz gemacht.

„Mein armer Freund ist heute Morgen verhaftet worden," erwiederte er, ließ sich auf den nächsten Feldstuhl nieder und mußte sein Antlitz mit den Händen bedecken, denn es war ihm unmöglich, seiner Bewegung Herr zu werden. Zu viel mochte auf ihn einstürmen.

„So ist es wahr, er ist dennoch schuldig?" rief die Comtesse mit allen Zeichen des Entsetzens aus, während sich die alte Gräfin, die jetzt aufmerksam der Unterhaltung folgte, vom Salon aus vernehmen ließ: „Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, denn der Baron —"

„Nein, er ist unschuldig!" rief Josipovic mit einer Heftigkeit aus, die an ihm, dem weltgewandten Manne, der sich sonst stets in den gemessensten Schranken zu halten wußte, völlig überraschend war; er nahm dabei die Hände von dem thränenfeuchten Gesicht, das jetzt Schmerz, Kummer und Verzweiflung deutlich widerspiegelte. „Ich lege meine Hand für ihn in's Feuer, ja, ich bürge mit Allem, was mir hoch und heilig ist, dafür, daß er nimmermehr den Tod seiner Frau verschuldet hat. Es wäre ja auch Wahnsinn von ihm gewesen. Mit ihrem Verlust bricht ja für ihn Alles zusammen!"

In dieser Begeisterung für den Freund lag doch etwas Hinreißendes, und wenn die Comtesse nur zu oft den Slavonier für kühl und berechnend gehalten hatte, wurde sie jedesmal irre, sobald er auf den Baron zu sprechen kam; dann drückte sein ganzes Wesen so viel Herzenswärme, so viel wahres Gefühl aus, daß sie ihn wenigstens tiefer und wahrer Freundschaftsgefühle für fähig halten mußte. Und als er jetzt den ganzen Hergang erzählte, kam dies noch mehr zum Vorschein; er konnte freilich nicht erklären, auf welche Weise der plötzliche Tod der Baronin herbeigeführt worden sein könne, aber er blieb dabei, daß sein Freund völlig unschuldig sei, ja er zog eine Vergiftung der unglücklichen Frau überhaupt in Zweifel.

In seiner schwärmerischen Rede für die Unschuld des Freundes wurde er durch das Mädchen unterbrochen, das Doktor Holmgren anmeldete. Ehe noch der junge Arzt eintreten konnte, war die alte Gräfin durch eine Seitenthüre aus dem Salon verschwunden, sie mochte heute nicht mit dem Bürgerlichen zusammentreffen, und was sie hatte hören wollen, hatte sie bereits von dem Slavonier vernommen, denn ihr war kein Wort entgangen. Der Mann mochte noch so sehr die Unschuld seines Freundes behaupten, sie war doch überzeugt, daß der Baron seine Gattin aus der Welt geschafft habe. Aus welchen Gründen? Das mochte freilich der Himmel wissen! Nun, ihr konnte es gleichgiltig sein, war doch jetzt dadurch an ihrer theuren Nichte das Unrecht endlich gut gemacht worden, das ihr der wunderliche Oheim zugefügt hatte.

Das Erscheinen des jungen Arztes gab vorläufig der Unterhaltung eine andere Richtung; Comtesse Margareth vermied es absichtlich, das Gespräch wieder auf einen Gegenstand zu lenken, der jetzt das Interesse Aller erregte, wußte sie doch, daß Doktor Holmgren bei dieser Angelegenheit stark betheiligt war, und daß er zum großen Theil das Geschick mit entschieden hatte, das über den Baron hereingebrochen war.

Als Doktor Holmgren angemeldet wurde, vermochte Josipovic kaum seine Aufregung zu verbergen, und er murmelte vor sich hin, aber noch so laut, daß es die Comtesse hören konnte: „O, dieser Schändliche, der sich nur an meinem armen Freunde hat rächen wollen!"

Margareth sah den Slavonier verwundert an, aber es war nicht Zeit zu weiteren Erörterungen, denn Doktor Holmgren erschien bereits auf dem Balkon.

Die Comtesse begrüßte den jungen Arzt mit gewohnter Herzlichkeit. Hatte sie ihm doch die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu verdanken. Sie war vor einem Jahre sehr gefährlich erkrankt, und da ihr alter Hausarzt eine Erholungsreise angetreten hatte, war sie auf den Beistand seines Stellvertreters angewiesen, der leider nicht die nöthige Kenntniß besessen oder die Ursache der Krankheit nicht sogleich erkannt hatte; es war mit der Comtesse schlimmer und schlimmer geworden. Da hatte eine Freundin gerathen, den jungen Militärarzt in Riva, Doktor Holmgren, zu Hilfe zu rufen, der sich schon durch viele glückliche Kuren einen Ruf erworben habe. In ihrer grenzenlosen Angst um das Leben ihrer Nichte war die Tante gleich dazu bereit, Doktor Holmgren erschien, und es gelang ihm wirklich, die junge Comtesse in kurzer Zeit wieder völlig herzustellen. Seitdem war er ihr Hausarzt geworden, und Margareth zeigte ihm zu allen Zeiten eine herzliche Dankbarkeit, die sie ihm schuldig war, während die stolze Tante nur zu bald die Verdienste vergaß, die sich Doktor Holmgren um die Gesundheit ihrer Nichte erworben hatte.

Doktor Holmgren konnte noch heute nicht seine nordische Abstammung verleugnen. Sein Vater war aus Schleswig nach Oesterreich verschlagen worden und hatte dort als Baumeister eine geachtete Stellung gefunden. Sein einziger Sohn war Mediciner geworden, und in der Hoffnung, daß er dort einen bedeutenderen Wirkungskreis finden würde, in die Armee eingetreten. Der junge Arzt war hochgewachsen, breitschulterig, blond, und aus seinem länglichen, blühenden Gesicht schauten ein paar blaue Augen voll solcher Treuherzigkeit und echter Seelengüte, daß man gern in sie hineinsah und Jeder sogleich zu dem ernsten jungen Manne Vertrauen faßte, trotzdem dieser sich gern still bescheiden zurückhielt und nach Art der Nordländer kein Freund von vielen Worten war.

Während der Slavonier vor wenigen Tagen gegen den jungen Doktor eine außerordentliche Liebenswürdigkeit entfaltet hatte, zeigte er ihm heute sogleich, daß er ihm sein Auftreten in der Sache seines Freundes niemals verzeihen werde und könne: er erwiederte den Gruß Doktor Holmgren's kühl und höflich, und reichte ihm nicht wie sonst die Hand hin, sondern machte nur eine stolze Verbeugung. Auch betheiligte er sich nur mit einigen flüchtig hingeworfenen Worten an der Unterhaltung, die von den anderen Beiden über die gleichgiltigsten Dinge geführt wurde. Man schien absichtlich ein tieferes Gespräch zu vermeiden, aus Furcht, es könne doch auf einen Gegenstand überlenken, der jetzt Alle so ausschließlich beschäftigte.

Josipovic sah nach seiner Uhr, er wollte schon aufbrechen, da wurde ein neuer Besuch, der Marchese Vietri, gemeldet. War Doktor Holmgren in seiner ganzen Erscheinung und in seinem Auftreten der echte Nordländer, so verrieth der neue Gast in seinem ganzen Wesen den Italiener. Alles war Unruhe und Beweglichkeit an dem hageren, mittelgroßen Manne, aus dessen gelblichem, schmalem Gesicht ein paar Augen wie feurige Kohlen funkelten.

Marchese Vietri mochte vielleicht dreißig Jahre zählen, aber er sah viel älter aus; das von der südlichen Sonne gebräunte Antlitz verrieth einen rastlosen, unruhigen Geist, und der kohlschwarze, mächtige Schnurrbart gab ihm ein militärisches Ansehen, obwohl der Marchese niemals dem Soldatenstande angehört hatte. Das einst so reiche krause Kopfhaar begann sich bereits zu lichten und zeigte schon deutlich auf dem Scheitel eine kahle Stelle, die zu verbergen der Marchese sich nicht einmal die Mühe gab. Während Chevalier Josipovic stets auf eine außerordentlich sorgfältige Toilette hielt und auf seinen eleganten, nach der neuesten Mode gearbeiteten Kleidern nicht ein Stäubchen ruhen durfte, zeigte die äußere Erscheinung des Marchese etwas Nachläßiges, und er verrieth deutlich, daß er auf diese Aeußerlichkeiten nicht so viel Gewicht legte. An Höflichkeit, an gewinnenden Manieren gab er jedoch dem Slavonier nichts nach, obwohl er nicht dessen umfassende Kenntnisse und blendenden Geist besaß; aber er war ein echter Südländer, der durch geistige Gewandtheit und Beweglichkeit die etwaigen Mängel seines Wissens geschickt zu verbergen wußte.

Der Marchese war immer angeregt, frisch und natürlich, während Josipovic nur zu deutlich verieth, daß sein ganzes Auftreten und Benehmen von einem scharfen, rastlos arbeitenden Verstande geregelt wurde, der sein Thun und Lassen selbst dort noch zu beherrschen schien, wo er sich frei und ungezwungen geben wollte.

Auch heute brachte der Marchese sogleich in die eben stockende Unterhaltung neues Leben; er begrüßte die beiden Herren mit gleicher Freundlichkeit, obwohl es ihm längst nicht entgangen war, daß er in ihnen Nebenbuhler um die Gunst der Comtesse vorfand. Vielleicht hatte ihn dies gerade gereizt, der kleinen deutschen Gräfin ebenfalls ein wenig den Hof zu machen, trotzdem sie arm und nicht einmal eine Schönheit war. Er war erst seit einigen Wochen in Arco, wohin ihn die Aerzte zu seiner Erholung nach langwieriger überstandener Krankheit geschickt hatten, und begann sich bereits entsetzlich zu langweilen. Da war er durch einen Freund mit der Comtesse bekannt geworden; mit dem Scharfblick des Italieners erkannte er sofort, daß die beiden Herren sich heimlich als Nebenbuhler feindlich gegenber standen, und er war rasch entschlossen, die Zahl der Verehrer Margarethens um seine eigene werthe Person zu vermehren. An eine ernstliche Eroberung dachte

er dabei nicht, er wollte nur die Beiden etwas ärgern, beunruhigen und sich selbst dadurch eine Zerstreuung verschaffen, und das war ihm bereits gelungen; er hatte schon gemerkt, daß ihn der Slavonier heimlich haßte, obgleich er gegen ihn die größte Höflichkeit an den Tag legte. Der verschlossene Deutsche hielt freilich sein innerstes Empfinden noch versteckter, aber der Italiener glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß er von demselben ebenso tief gehaßt werde, und dieser Gedanke bereitete ihm ein eigenthümliches Vergnügen. Es war so hübsch, Leuten ein wenig in's Gehege zu kommen, die durch keine Miene verrathen wollten, wie unangenehm ihnen das plötzliche Auftauchen des lästigen Dritten sei; der Marchese hatte ja noch dazu den Vortheil, daß er in Arco selbst weilte, und deshalb weit öfter mit der Comtesse verkehren konnte, als die anderen Beiden, die immer erst von Riva herüberkommen mußten, um Diejenige zu sehen, deren Herz und Hand sie zu erwerben suchten.

Das plötzliche Hinscheiden der Baronin hatte freilich auch die Anschauungen des Italieners mit einem Schlage verändert; jetzt war er entschlossen, die Sache ebenfalls ganz ernst zu nehmen und den beiden Nebenbuhlern wo möglich den Rang abzulaufen, denn die Comtesse war nun eine reiche Erbin, die ihr zufallende Grafschaft wurde auf eine Million geschätzt, und der Marchese war klug und berechnend genug, um die Hand eines solchen Mädchens für ein großes Glück anzusehen. Er selbst besaß nur ein mittelmäßiges Vermögen, und die Sucht nach Reichthümern, die man seinem Volke nachsagt, war besonders stark in ihm vorhanden. Er hatte bisher sich vergeblich nach einer Dame umgeschaut, deren Vermögen groß und glänzend genug war, daß es sich wirklich verlohnte, um ihre Gunst mit allem Liebesfeuer und aller Leidenschaft, die er aufweisen konnte, zu werben und an sie seine goldene Freiheit zu verlieren. Jetzt war die Erwählte seines Herzens gefunden, für die Besitzerin einer Grafschaft war er bereit, sich mit der Gluth eines echten Italieners zu entflammen und sie mit sich fortzureißen.

Der Marchese war sogar naiv genug, sein heißeres Empfinden sogleich an den Tag zu legen, ohne Furcht, diese plötzliche Umwandlung seiner Gefühle könne auf die veränderten Glücksumstände der Gräfin zurückgeführt werden. Zärtlicher, ja ehrfurchtsvoller als sonst hatte er Margareth begrüßt, und mit welchem Feuer ruhten jetzt immer seine Augen auf ihrem Antlitz, als habe er nun erst dessen bezaubernde Schönheit entdeckt.

Nach dem Austausch der ersten Höflichkeitsphrasen und nachdem man über Dieses und Jenes geplaudert hatte, ging der Marchese sogleich auf sein Ziel los; er wollte Gewißheit erlangen, ob es auch mit der Grafschaft seine Richtigkeit habe, die der Comtesse zugefallen sei. Deshalb begann er plötzlich: „Mein Freund Francesco hat mir heute keinen gelinden Schrecken beigebracht, er behauptet, daß durch die unselige Katastrophe dort in Riva das arme Arco bald seine liebenswürdigste Bewohnerin verlieren werde." Seine Blicke schweiften dabei voll Bewunderung über das Antlitz der Comtesse hinweg, um ihr jeden Zweifel zu nehmen, daß sie damit gemeint sei. Margareth war auch weder eitel noch kokett genug, um nach der „liebenswürdigsten Bewohnerin Arco's" weiter zu forschen, sondern entgegnete ruhig: „Sollte Ihr Freund dabei auf mich gezielt haben, so hat er sich geirrt, ich werde jedenfalls noch lange hier bleiben."

„Ah, um so besser!" rief der Italiener aus und seine Augen glänzten bei dieser freudigen Nachricht; „aber Sie werden gewiß bald Ihr Erbe antreten und es einmal aufsuchen müssen, und ich fürchte, wenn es Ihnen gefällt, kehren Sie nicht mehr wieder, denn es soll dort so romantisch sein, wie mir Freund Francesco erzählte, der ganz Tirol kennt."

Um die Lippen der Comtesse huschte ein leises Lächeln, und sie entgegnete noch ruhiger als bisher: „Ich habe noch gar kein Recht auf das Erbe, das Sie mir so verlockend vor die Augen rücken."

„Kein Recht?" rief der Italiener ganz verwundert aus und beugte sich von seinem Stuhl weit vor, um der jungen Dame besser in's Antlitz blicken zu können, ob sie im Ernst spreche oder nur ihren Scherz mit ihm treibe. „Ah, was sagen Sie?" setzte er außerordentlich lebhaft hinzu und streckte wie erschrocken die Arme aus.

Auch Josipovic, der mit seinem spöttischen Lächeln das plötzlich auflodernde Liebesfeuer des Italieners beobachtet hatte und in vornehmer, ruhiger Haltung im äußersten Winkel des Balkons sitzen geblieben war, ließ plötzlich sein Augenglas fallen, sein eben noch gelangweiltes Antlitz erhielt einen ganz anderen Ausdruck, und in gespannter Erwartung hörte er auf den weiteren Gang der Unterhaltung, ohne sich selbst daran mit einem Wort zu betheiligen.

Auch Doktor Holmgren war durch die Bemerkung Margarethens ein wenig überrascht worden; aber sein ernstes, männliches Gesicht zeigte nicht die fieberhafte Spannung, welche sich in den Zügen der beiden Anderen malte; eher verrieth es deutlich eine sichtliche Erleichterung, als werde er dadurch von einem schweren Druck befreit. Wenn Margareth nicht die reiche Erbin wurde, wie es allgemein hieß, dann durfte er weit eher einmal den Muth haben, ihr einst Herz und Hand anzubieten.

„Nein, kein Recht," wiederholte die Comtesse ebenso ruhig wie bisher. „Es ist ja sehr leicht möglich, daß Diejenige noch am Leben ist, die ein weit näheres Erbrecht hat als ich."

„Wer wäre denn diese Glückliche, deren Erbansprüche den Ihrigen vorangehen sollten?" fragte der Marchese mit geheucheltem Erstaunen, hinter dem sich seine Betretenheit nur mühsam verbarg. Wenn die Comtesse wirklich nicht die Grafschaft erbte, dann verlor sie in seinen Augen ebenso rasch wieder ihren Zauber, wie sie ihn gewonnen hatte.

„Die Schwester der Baronin," antwortete die Comtesse, die sich an der seltsamen Bestürzung des Marchese heimlich weidete, denn es entging ihr nicht, daß ihm bei dieser Erklärung ein Luftschloß zusammenfiel, das er sich bereits aufgebaut hatte. Sie wußte, daß dieser schlaue, berechnende Italiener als ihr eifrigster Bewerber auftreten würde, wenn sie wirklich die reiche Erbin wäre, wie er bis jetzt voraussetzte, daß er aber ebenso rasch wieder seine Eroberungspläne aufgeben würde, sobald sie auf die verlockende Grafschaft noch keinen Anspruch hatte.

„Die Schwester der Baronin?" wiederholte der Marchese und schüttelte verwundert den Kopf.

Jetzt brach auch der Slavonier plötzlich sein Schweigen und rief mit allen Zeichen einer Ueberraschung aus, die er sonst so selten oder nie an den Tag legte: „Ah, Comtesse, Sie scherzen wirklich nicht? Mein Freund hat niemals mit einem Worte seine Schwägerin erwähnt, und auch die Baronin hat von dem Vorhandensein einer Schwester nie gesprochen. Ich war doch mit Beiden so innig befreundet, daß man vor mir nie ein Geheimniß hatte."

„Man wird über die unglückliche Geschichte auch gegen Sie geschwiegen haben, weil darüber längst Gras gewachsen ist und meine Cousine niemals gern daran erinnert wurde," entgegnete die Comtesse.

„Und dürfen wir erfahren, was damals vorgefallen? Ist es ein kleiner Roman oder eine Tragödie?" fragte der Marchese und zog mit etwas zerstreuter Miene seinen mächtigen Schnurrbart durch die Finger.

„Weder das Eine noch das Andere," antwortete Margareth. „Meine Tante könnte Ihnen übrigens die Geschichte besser erzählen, als ich, denn ich habe sie nur aus ihrem Munde," sie sprang auf und blickte in den Salon, aber die Gräfin war nicht mehr da.

„O, wir werden Ihnen ebenso andächtig zuhören, Ihnen jedes Wort glauben," bemerkte sogleich der Italiener mit großer Höflichkeit.

„Nein, nein, mir ist die Sache doch nicht mehr so gegenwärtig, Sie sollen die Geschichte aus erster Quelle erfahren," rief die Comtesse, und mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit klingelte sie ihr Mädchen herbei und sagte ihm, sie lasse die Gräfin bitten, sich einen Augenblick auf den Balkon zu bemühen.

Die alte Dame hatte sich nur in ein Nebenzimmer zurückgezogen und erschien daher alsbald. Trotz ihres jetzt sich mächtig regenden Stolzes konnte sie die Dame von Welt nicht verleugnen, und es fehlte ihr durchaus nicht an gewinnenden Umgangsformen, sobald sie dieselben nur zeigen wollte. Sie war klug und energisch und sie hatte bisher verstanden, ihre weichere Nichte völlig nach ihrem Willen zu lenken und zu beherrschen. In Kleinigkeiten gab sie ihr gern nach; aber wo es sich um wichtigere Dinge handelte, da mußte Alles nach dem Wunsche der Gräfin gehen, denn Margareth besaß dann niemals Kraft genug, der alten Dame hartnäckigen Widerstand zu leisten, die zu allen Zeiten wußte, was sie wollte, und das konnte die junge Comtesse nicht immer von sich sagen.

Auch jetzt verzog sich das scharfe, längliche Antlitz der Gräfin zu einem gewinnenden Lächeln, als sie die beiden neuen Gäste ihrer Nichte begrüßte, freilich blieb für den Doktor nur noch ein schwacher Rest übrig, denn die alte Dame hatte den größeren Theil davon schon verbraucht, als sie des Marchese ansichtig wurde. Ehe die Unterhaltung in das Fahrwasser allgemeiner Redensarten einlenken konnte, begann Margareth sogleich: „Liebe Tante, Du sollst uns die Geschichte der kleinen Nannie erzählen."

Das Gesicht der alten Gräfin erhielt einen sehr verdrießlichen Ausdruck; sie warf ihrer Nichte heimlich einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte ausweichend: „Ach, das kann die Herren wenig interessiren."

„Verzeihen Sie, außerordentlich," entgegnete der Marchese sogleich ungewöhnlich lebhaft; er vermochte in keinem Augenblick sein südliches Temperament zu verbergen, das nur zu oft seinen klugen Berechnungen hinderlich war und sie durchkreuzte.

(Fortsetzung folgt.)

Kahnfahrt.

(Mit Bild auf Seite 129.)

Das hübsche Genrebild „Kahnfahrt" von C. Heyden (siehe den Holzschnitt auf Seite 129) versetzt uns an einen der schönen Seen, die das Alpenvorland so zahlreich aufzuweisen hat. Die hübsche Resi, eines armen Holzknechts Tochter, hat den ganzen Tag jenseits des See's auf einem großen Bauerngut bei der Erntearbeit geschafft und ist nun auf der Heimkehr nach dem am anderen Ufer gelegenen Hüttchen der Eltern begriffen. Während sie den Kahn mittelst der langen Stange fortstößt, liegt ein freundlich sinnender Ausdruck auf ihrem Antlitz, wie die Erwartung eines baldigen Glücks. Vielleicht harrt daheim schon der Schatz, ein schmucker „Jager", um die Zurückkehrende in seine Arme zu schließen und dann am Abend mit ihr in der Laube beim Plätschern der an das Gestade schlagenden, im sanften Mondlicht glitzernden Wellen ein Plauderstündchen zu feiern.

Das Erlach-Denkmal in Bern.

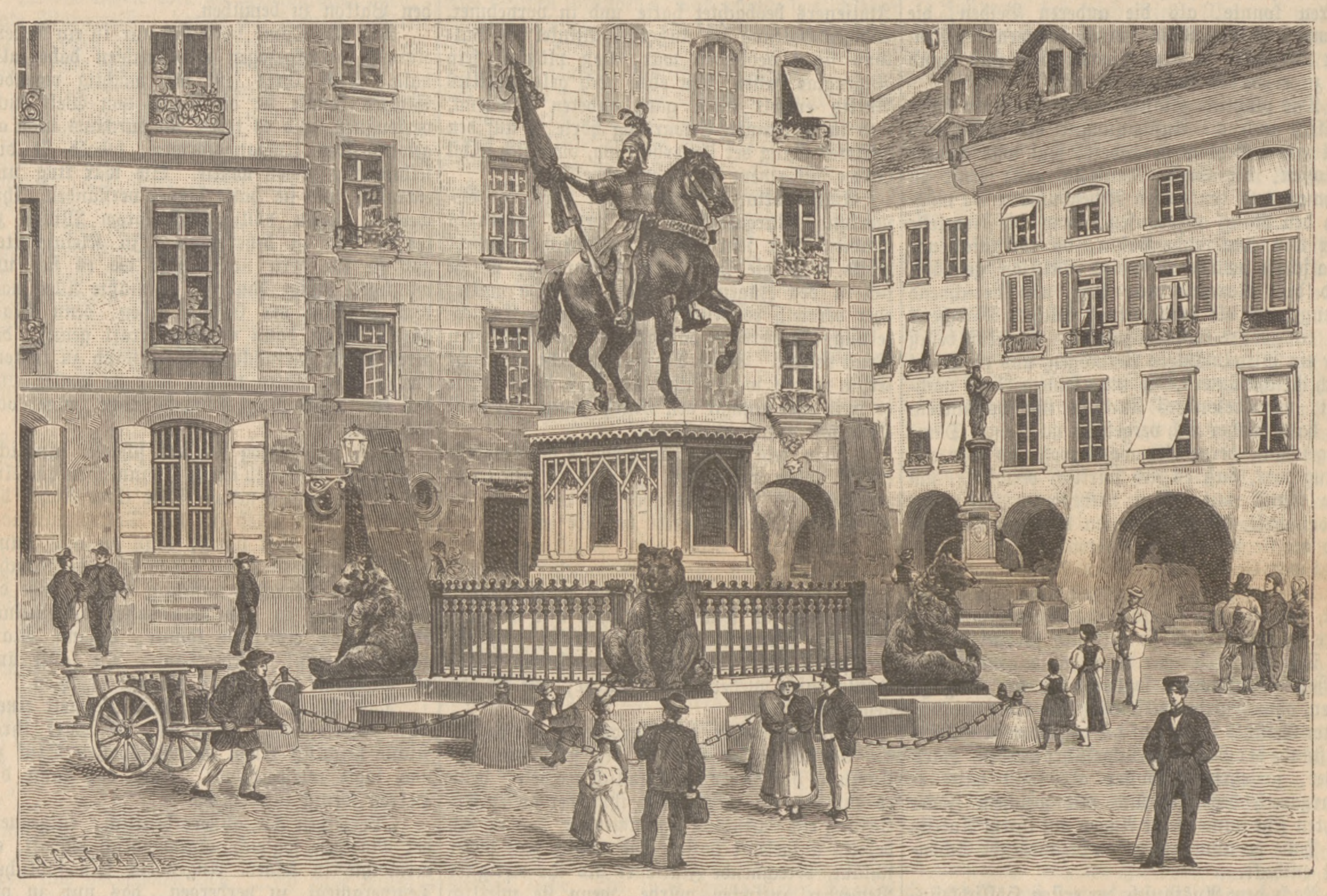
(Mit Abbildung.)

Vor der Westseite des Münsters in der schweizerischen Bundeshauptstadt Bern erhebt sich auf dem Kirchplatze die höchst gelungene, in Erz gegossene Reiterstatue des tapferen Rudolph v. Erlach, des Siegers bei Laupen (siehe die Abbildung). Der Patriotismus der Schweizer hat diesem Retter des Vaterlandes das 1849 enthüllte Denkmal gesetzt, dessen Modell von Professor Vollmar gefertigt ist, während die Statue selbst von Küntschi in Aarau in Kanonenmetall gegossen wurde. An den Ecken des Unterbaues sieht man vier Bären (das Berner Wappenthier), ebenfalls aus Erz; der Sockel ist mit Inschriften versehen. — Der Name Erlach spielt in der Geschichte der Schweizer Kämpfe gegen den Adel und die Habsburger eine höchst rühmliche Rolle. Schon 1298 war Ulrich v. Erlach der Führer der Berner in den Kämpfen gegen die habsburgische Vergewaltigung. Noch mehr aber leistete sein Sohn Rudolph v. Erlach, als die Grafen und Herren, neidisch auf Berns wachsenden Wohlstand und politischen Einfluß, 1339 beschlossen hatten, die Stadt von Grund aus zu zerstören. Vor Laupen, das gewissermaßen die Vorhut von Bern war, sammelte sich ein furchtbares Heer des Adels und forderte die Uebergabe der Veste, aber der Altschultheiß Johann v. Bubenberg schwur, lieber sterben, als Laupen übergeben zu wollen. Die Berner sandten ihm darauf 5500 Streiter unter der Führung des Ritters Rudolph v. Erlach zu Hilfe. Dieser griff am 21. Juni 1339 den übermächtigen Feind muthig an und gewann die Schlacht. Der Retter seines engeren Vaterlandes ward übrigens 1360 durch Jost v. Rudens ermordet, aber die dankbaren Berner haben den kühnen Heerführer nicht vergessen und ihm das oben beschriebene Denkmal errichtet.

Das Rhein-Salondampfboot „Deutscher Kaiser“.

(Mit Bild auf Seite 133.)

Die Köln-Düsseldorfer Dampfschifffahrts-Gesellschaft betreibt den Personenverkehr auf dem Rhein in regelmäßigem Dienste mit ihren 28 Fahrzeugen, unter denen namentlich die seit 1867 eingeführten schnell fahrenden Salonboote, die nach amerikanischer Art mit Haus auf Deck gebaut sind, rühmende Erwähnung verdienen. Unser Mittelbild (Skizze 2) auf S. 133 zeigt uns eines derselben, den seit 1871 in Dienst gestellten „Deutschen Kaiser“ in voller Fahrt. Er gehört zu den schönsten Flußdampfern des Festlandes, hat eine Länge von 260 Fuß, eine Breite von 25 Fuß und Maschinen von 140 Pferdekräften (nominell). Von den beiden über einander liegenden Verdecks bietet das obere Promenadendeck (Skizze 1) von 210 Fuß Länge nach allen Seiten hin die freieste Aussicht. In dem darunter liegenden Deck befindet sich in einem Pavillon vor den Maschinen die geräumige Küche; weiter nach vorn schließt sich noch ein Rauch- und Frühstückssalon nebst Vorzimmer an. Die unteren Räume des Vorderschiffes dienen als Logis für die Schiffsmannschaft und als Vorrathsräume. Nach hinten liegt der schön ausgestattete Speisesaal (Skizze 4), in dem während der eigentlichen Reisezeit täglich 200 bis 300 Personen gleichzeitig zu Mittag speisen. Vor demselben befinden sich Toilettezimmer, eine Garderobe, das Büffet und ein Treppenhaus, durch welches man in den unter dem Speisesaal liegenden unteren Salon gelangt. Eine durch den Maschinenraum gehende Gallerie führt uns endlich noch zu den Damenzimmern, den Offizierskabinen (deren eine Skizze 3 darstellt) und den Vorrathsgelassen. Die Fahrt von Mainz stromabwärts bis Koblenz dauert mit dem „Deutschen Kaiser“ 4¼, bis Bonn 7½ und bis Köln 8½ Stunden; den Glanzpunkt derselben bildet die Strecke von Mainz bis Koblenz, deren wunderbare Schönheiten Jedem, der sie einmal zurückgelegt, unvergeßlich bleiben werden.



Das Erlach-Denkmal in Bern.

Die gelbe Rose.

Erzählung

von

Fedor Maria.

„Sag' einmal, lieber Freund, was ist das für ein unbestimmtes Etwas, das unter jener kleinen Glasglocke auf Deinem Schreibtisch liegt? Es sieht fast aus wie ein vertrocknetes Blättchen.“

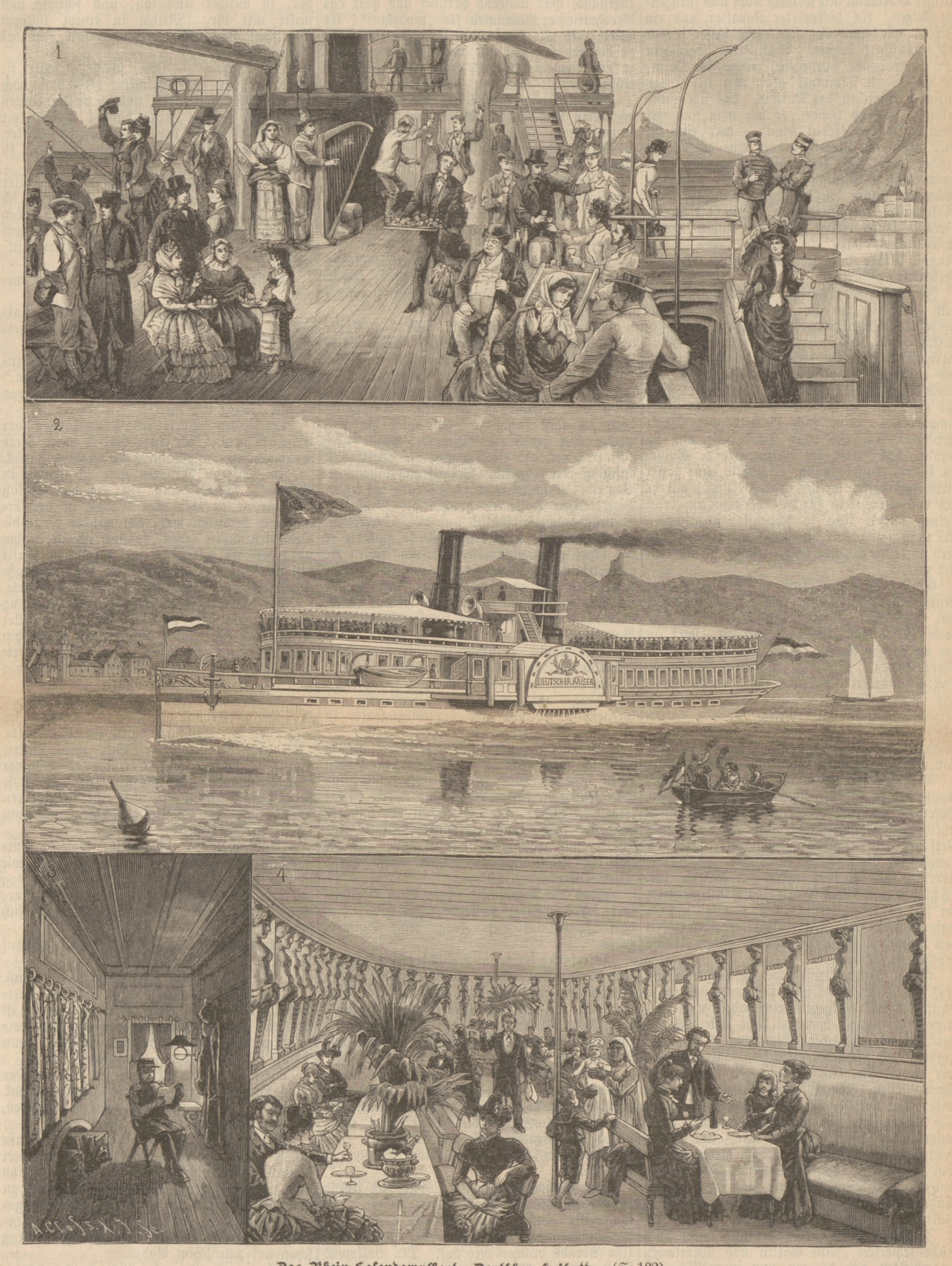
Ueber das sonnengebräunte Gesicht des Majors v. Osten flog ein Lächeln. Er strich sich den Schnurrbart und schielte dabei zu seiner jungen Frau hinüber, die mit dem Arrangement des Frühstückstisches beschäftigt war.

„Die Glasglocke ist das Grab meiner ersten Liebe,“ sagte er in parodirend dumpfem Tone. „Wenn meine theure Gattin gestattet, derartige alte Erinnerungen noch einmal heraufzubeschwören, will ich Dir die Geschichte jenes Blättchens, einer vertrockneten gelben Rose, erzählen.“

Die Gemahlin des Majors lachte. „Ich gebe ohne Weiteres meine Einwilligung zu Deiner Erzählung, trotzdem ich sie schon ein dutzendmal gehört habe.“

Der Major trank seinen Tokayer aus, nickte seinem Weibchen freundlich zu und begann dann:

„Es war zur Zeit der letzten polnischen Insurrektion. Ich stand damals bei einem erst vor Kurzem neuformirten Ulanenregimente und war mit der ersten Schwadron zum Schutze einiger durch die Insurgenten bedrohten Dörfer an die Grenze kommandirt worden. Unsere Garnison lag auch nur einige Meilen von der Grenze entfernt, aber immerhin geschützter als jene Ortschaften, in denen die rebellirenden, sensenbewaffneten Bauern von drüben schon häufig eine allgemeine Panik unter den Landleuten hervorgerufen hatten. Wir Offiziere: der Rittmeister v. Guyse, Barteld, der Premierlieutenant, v. Oletzki und ich, lagen auf dem Gutshofe von Timianek einquartiert, in einem allerliebsten Schlößchen, dessen Besitzer uns in liebenswürdigster Weise aufgenommen hatte. Der Hausherr, Baron Rettwig, war ein alter



Das Rhein-Salondampfboot „Deutscher Kaiser". (S. 132)

1. Auf dem Promenadendeck. 2. Der „Deutsche Kaiser" in voller Fahrt. 3. Offizierkabine. 4. Der Speisesaal.

lustiger Lebemann mit weißem Kopf und sprühenden Augen, ein vollendeter Kavalier und ein Wirth, wie man ihn sich nicht besser denken und wünschen konnte. Auch seine Gemahlin war eine reizende, vornehme, feingeistige Dame, die Perle von Timianek aber war Ulla, das einzige Töchterchen des Barons. Sie sehen und lieben — rasend lieben, so wie man nur mit zwanzig Jahren lieben kann — war eins bei mir. Ulla war allerdings auch eine entzückende Erscheinung, eher klein als groß, aber von wundersamem Ebenmaß der Gestalt. Die tiefschwarzen Haare waren in Flechten auf dem Hinterhaupte vereinigt und ließen die sanftgewölbte kluge Stirn frei, die Augen waren dunkelbraun, dazu ein verführerischer rother Mund, hinter dem schneeige Zähne wie eine Perlenkette glänzten.

Ihr könnt Euch denken, daß ich der schönen Ulla gewaltig den Hof machte. Sie nahm meine Courschneiderei liebenswürdig auf, bestärkte mich sogar darin, erwiederte meine feurigen Blicke mit freundlicher Kopfneigung und quittirte meine flammenden Handküsse mit einem fühlbaren Druck ihrer Rechten. Offenbar gefiel sie sich wohl in der Rolle der Vielumworbenen, denn auch Barteld und Olezki schwirrten wie ein paar Täuberiche um sie herum, und selbst der Rittmeister v. Guyse, ein stiller, ernster Mann, erschöpfte seine ganze Liebenswürdigkeit an ihr. Ich hielt mich natürlich von vornherein für den Bevorzugten, denn Keinen pflegte Ulla so schelmisch anzulächeln wie mich, und mit Keinem pflegte sie sich so gern in kleine Wortgefechte einzulassen, als eben mit mir.

Eines Sonntags traf in Timianek eine Einladung für uns Alle von Schloß Posowski ein. Posowski, Schloß und Dorf, lag eine halbe Meile von Timianek entfernt, hart an der polnischen Grenze, aber noch auf preußischem Boden. Der Besitzer, Graf Posowski, war ein enragirter Pole und stand im Verdacht, mit den Insurgenten unter einer Decke zu arbeiten. Gerade aus diesem Grunde hatten wir vier Offiziere in Posowski offiziellen Besuch gemacht, und gerade aus diesem Grunde nahmen wir auch die Einladung des alten Starosten an.

Rettwig, seine Gemahlin und Ulla, sowie Guyse fuhren in einer großen Landkalesche nach Posowski herüber, Olezki und Barteld hatten einen kleinen Jagdwagen, auf dem nur zwei Personen Platz fanden, genommen, ich selbst machte die kurze Tour zu Pferde. Selbstverständlich ritt ich stets neben der Kalesche her, ich glaube zum stillen Aerger meines Rittmeisters, der sich darauf gefreut haben mochte, einmal unbeobachtet von den neidischen Kameraden den Träumerblick in die schönen Augen Ulla's tauchen zu dürfen.

Gegen Mittag trafen wir in Posowski ein. Auf der Veranda des Schlosses trat uns bereits Graf Posowski entgegen: eine tadellose Aristokratenerscheinung, vornehm kühl und doch zuvorkommend in jeder Bewegung. In dem großen, fast überreich dekorirten Salon fanden wir die Gräfin, eine zierliche alte Dame, und ihren Neffen, den Grafen Werrsowetz. Ein widerlicher Kerl — das war meine erste Kritik, als Werrsowetz mir vorgestellt wurde. Lang aufgeschossen stand er vor mir; das einzig Imponirende in diesem verlebten gelben Gesicht war ein mächtig langer hellblonder Schnurrbart und ein riesenhaftes Monocle, das in die rechte Augenhöhle geklemmt war und hundert kleine Fältchen in seine Wange zog.

Posowski selbst sprach deutsch, wenn auch nicht fehlerfrei, seine Gattin und Werrsowetz unterhielten sich dagegen nur französisch mit uns. Barteld, unser guter Premier, der, seit er aus der Prima entlassen, der gallischen Sprache nur auf der Speisekarte Berechtigung zugestand, war wüthend darüber und hielt das Benehmen der Genannten für „provokant“. Es kostete mir alle Mühe, den Erregten zur Ruhe zu bringen und ihn mit der Aussicht auf das zu erwartende, jedenfalls vorzügliche Diner zu trösten.

Wahrhaftig, das Diner war vorzüglich, der Wein herrlich, die Bedienung tadellos, die Unterhaltung aber ertödtend langweilig. Die Gräfin sprach wenig und schlug nur selten die Augen vom Tellerrande auf, ihres Gatten Konversation beschränkte sich darauf, mit uns anzustoßen und uns zum Trinken zu animiren, und der Graf Roman Werrsowetz schien nur Ohr und Auge für Ulla zu haben, neben welcher er saß.

Das wurmte mich. Dieser schreckliche Mensch machte meiner Ulla den Hof, als sei er berechtigt dazu; indessen, ich mußte meinen Ingrimm unterdrücken.

Nach dem Diener nahm man den Kaffee im Kabinet neben dem Speisesaal. Graf Werrsowetz hatte Ulla endlich freigegeben und versuchte nun, mich mit seiner Unterhaltung zu bestricken. Er nahm neben mir vor dem Kamine Platz und begann zu plaudern. Anfänglich hörte ich ihm ruhig zu, gab auch hin und wieder eine zerstreute Antwort, wurde aber aufmerksamer, als die Themen, die Werrsowetz anschlug, eine bedenkliche Schattirung annahmen. Von einer enthusiastischen Schilderung des letzten Petersburger Hofballes brachte der Graf das Gespräch nämlich plötzlich auf die Insurrektion. In sarkastischer, leichtfertiger Weise glossirte er den erneuten aussichtslosen Versuch, Polen die alte Selbstständigkeit zurückzuerobern, und meinte, daß dieses Ziel nur im Verfolg einer großen europäischen Revolution erreicht werden könne, aber nicht durch ein paar Haufen bewaffneter Bauern.

„Ich glaube, preußischerseits ist dies kleine Rebelliönchen sehr überschätzt worden,“ fügte er lächelnd hinzu und warf dann so nebenher die Frage auf, wie stark gegenwärtig der Grenzschutz sei und wie viel Regimenter in den einzelnen Ortschaften vertheilt lägen.

So unverfänglich auch die Frage gestellt war, ich stutzte doch, und warf dem Sprechenden einen scharfen Blick zu. Er saß anscheinend gedankenlos in seinem Sessel und starrte in die Flammen hinein, die im Kamin hin und her züngelten. Der Ausdruck seines Gesichtes war schlaff und regungslos wie immer, nur die auf der Lehne liegende magere weiße Hand zitterte nervös.

„Das ist Geheimniß, Herr Graf,“ erwiederte ich ihm kurz, vielleicht sogar grob, „ich darf Ihnen auf diese Frage keine Antwort geben.“

Werrsowetz lachte und versuchte meine Schroffheit durch einen Scherz abzuschwächen. Dann erhoben wir uns, um mit den Anderen durch die dicht am Schlosse gelegenen Treibhäuser, eine Art Wintergarten, zu promeniren und uns dort an der Schönheit der Blumen und Pflanzen zu erfreuen.

Eine wundervolle gelbe Rose, eine wahre Kostbarkeit zu dieser Jahreszeit, erregte die besondere Freude Ulla's. Galant trat der alte Graf Posowski an die Blume heran, brach sie ab und überreichte sie dem Mädchen. Ulla erröthete und steckte die köstliche Blüthe an ihre Brust.

Der Nachmittag verfloß, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes passirt wäre. Ich langweilte mich redlich, und ich glaube fast, den Anderen ging es nicht besser. Gegen zehn Uhr Abends brachen wir auf. Der Vollmond stand am Himmel und leuchtete hell, die Luft war angenehm frisch, ohne kalt zu sein — es war eine hübsche, erquickende Nachtfahrt.

Ich ritt wieder dicht neben der Kalesche her, in welcher Ulla saß, und scherzte und neckte mit ihr. Mitten in einem lustigen Wortspiel stieß Ulla plötzlich einen Ruf des Unmuthes aus.

„Wie schade — wie schade,“ sagte sie klagend, „nun habe ich meine gelbe Rose doch in Posowski liegen lassen, und ich wollte morgen noch meine Freude daran haben! Lebten wir im Mittelalter, und wären Sie ein echter Ritter, dann würden Sie mir noch heute die Rose zu Füßen legen.“

„Dazu brauchen wir nicht im Mittelalter zu leben, gnädiges Fräulein,“ erwiederte ich schnell und wandte mich dann an den neben Ulla sitzenden Rittmeister. „Darf ich bis morgen früh gehorsamst um Urlaub bitten, Herr Rittmeister?“

Guyse schreckte aus seinen Träumereien empor.

„Natürlich — gewiß!“ gab er zur Antwort, „aber darf ich fragen, zu welchem Zweck?“

„Ich muß noch einmal nach Posowski zurück, ich habe dort eine Kleinigkeit liegen lassen.“

„Herr v. Osten — ich bitte Sie, es war ja nur Scherz von mir —“

Die letzten Worte Ulla's verklangen vor meinen Ohren. Ich hatte bereits mein Pferd herumgerissen und galopirte den Landweg zurück. In fünfzehn Minuten war ich wieder in Posowski. Dunkel und still lag das Schloß vor mir — da mir aber zufällig in der Erinnerung geblieben war, auf welcher Seite die Bedientenzimmer lagen, so stieg ich ab, nahm mein getreues Streitroß am Zügel und schritt mit ihm auf die Westfront zu, wo eine große eisenbeschlagene Thür in den Souterrain führte.

Die Thüre war verschlossen, und so schlug ich denn mit dem eisernen Klopfer mit aller Kraft gegen das eichene Gefüge, daß es weithin dröhnte durch die stille Nacht. Es währte nicht lange, so kreischten Schlüssel im Schlosse und eine schmale Spalte öffnete sich.

„Wer ist da?“ fragte eine ängstliche Stimme.

„Der Lieutenant v. Osten,“ antwortete ich und schob ein Geldstück durch die Thürspalte. „Ich habe eine Bitte an Sie, mein Bester, Baronesse Rettwig hat in einem der Zimmer oder im Boudoir der Gräfin eine gelbe Rose liegen lassen; haben Sie, oder einer der anderen Diener diese Rose vielleicht gesehen, und kann ich sie zurückerhalten?“

„Eine Rose — eine gelbe Rose,“ tönte nachdenklich die Entgegnung zurück, „ja, wie ist mir denn — richtig! Eine gelbe Rose lag auf dem Spiegeltisch im Vorzimmer, der Herr Graf v. Werrsowetz hat dieselbe aber an sich genommen.“

Ich fluchte laut und stieß mit dem Fuß auf die Erde.

„Wo wohnt dieser Herr Graf?“ schrie ich.

„In Sinkiewicz auf seinem Schlosse, dreiviertel Meilen von hier. Der Herr Graf ist übrigens erst vor kaum fünfzehn Minuten fortgefahren, Sie könnten ihn noch einholen, wenn Ihnen so viel an der gelben Rose liegt.“

Ohne zu zögern schwang ich mich wieder auf's Pferd und ritt auf die Chaussee zurück. Ich wollte und mußte die gelbe Rose haben, ich hatte es mir fest in den Kopf gesetzt.

In schlankem Galop ging es die Straße hinab. War der Graf wirklich erst vor einer Viertelstunde aufgebrochen, so konnte ich ihn noch vor der Grenze erreichen; diese Linie zu überschreiten schien mir unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen und gerade jetzt, zur Nachtstunde, doppelt gefährlich. Sinkiewicz selbst lag schon auf polnischem Boden.

Schon nach etwa zehn Minuten sah ich die dunklen Conturen einiger kleinen Häuser vor mir auftauchen. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, und dunkle Schleier verhüllten

den Mond. Es hielt schwer, sich zurecht zu finden, doch die hohen Pfähle, die ich nun rechts und links am Wege passirte, zeigten mir, daß ich die Grenze erreicht, nun wußte ich auch, daß die Häuser, die ich vor mir sah, zu dem Dorfe Pentschówo gehörten, dem Grenzorte.

Das erste Gebäude war die Schänke, und vor derselben stand ein kleines elegantes Kabriolet, fraglos das Gefährt des Grafen Werrsowetz. Der Kutscher saß mit auf die Brust gesenktem Kopfe, selig entschlummert auf seinem Sitz, aber der Graf war nirgends zu sehen. Langsamen Schrittes und gedeckt durch den Schatten des Mauerwerkes ritt ich dicht an die Schänke heran. Ein schmaler Lichtstreif fiel durch die geschlossenen Fensterläden mitten auf den Weg, ich hoffte daher von meinem Pferde herab in das Innere der Schänke schauen zu können.

Es gelang. Der Spalt zwischen den Fensterläden war zwar winzig schmal, aber ich beugte mich so weit vor, daß ich mit der Stirne fast das Fenster berührte, und mein Auge die ganze Gaststube übersehen konnte.

Ein erster Blick überzeugte mich, daß da drinnen unter dem Schutze der Nacht eine Bande Insurgenten sich versammelt hatte. Etwa dreißig Leute hatten sich um einen niedrigen Tisch geschaart, hinter dem Werrsowetz stand und, hektische Röthe auf den hageren Wangen, heftig gestikulirend eine flammende Ansprache hielt. An der Brust des Grafen aber sah ich, was ich suchte — die gelbe Rose Ulla's!

Ein wüthender Schmerz, ein Gefühl wahnsinniger Eifersucht packte mich plötzlich. Wie ein Fieber kam es über mich — und in dieser krankhaft gesteigerten Erregung that ich etwas, was ich bei ruhiger, kaltblütiger Ueberlegung wohl kaum gewagt haben würde.

Leise stieg ich vom Pferde und band das Thier an den Stamm der dicht vor der Thüre ihre Zweige ausbreitenden Akazie. Dann nahm ich die mir in diesen Tagen nie fehlende Pistole aus dem Holfter, schlug den Mantelkragen empor, drückte die Czapka fest auf den Kopf und trat in's Haus. Auf dem Flure verstärkte ich meinen sporenklirrenden Tritt, riß dann plötzlich die Thüre zur Gaststube auf und rief in demselben Augenblicke mit Kommandostimme in den dunklen Hausflur zurück: „Eskadron halt — Front!"

Nun trat ich säbelklappernd, mit der Rechten fest die Pistole umspannend, in die Versammlung hinein, geradeswegs auf den Agitator zu.

„Im Namen des Königs, Graf Werrsowetz, ich verhafte Sie!" schrie ich laut, doch im gleichen Moment riß ich dem Grafen die gelbe Rose von der Brust, sprang dann zurück und war mit drei Sätzen wieder draußen auf meinem Pferde.

Die ganze Episode hatte nur einige Sekunden gewährt. Starr und sprachlos hatten die Verschwörer, leichenblaß und wie gelähmt hatte Graf Werrsowetz mich angestarrt. Die Plötzlichkeit meines Auftretens hielt Alle in momentanem Banne, und dieser Bann löste sich erst, als von draußen her die kreischende Stimme des aus seinen Träumen aufgestörten Kutschers ertönte.

Während ich bereits den Weg nach Posowski zurückgalopirte, hörte ich hinter mir einen wilden, wüsten Lärm. Zwei Schüsse krachten, und eine Kugel pfiff dicht über meinem Kopfe vorbei und durchlöcherte die emporragende Kokarde meiner Czapka.

Ich lachte laut, ich jubelte förmlich, und in der Carrière ging es weiter, daß rechts und links der Sand und die Steine flogen. In zehn Minuten war ich wieder in Posowski, in weiteren zwanzig Minuten in Timianek. Die gelbe Rose ruhte nun auf meiner Brust!

Es erschien mit nothwendig, den Rittmeister v. Guyse, als den Chef unseres kleinen Detachements, noch in der Nacht von dem agitatorischen Treiben des Grafen Werrsowetz und von der Verschwörung, die ich entdeckt, zu benachrichtigen. Es wurden sofort Anstalten getroffen, sich des Agitators zu bemächtigen. —

Am folgenden Morgen fand ich die Familie Rettwig bereits am Kaffeetische versammelt, als ich in das Frühstückszimmer trat. Ulla lächelte mir freundlich entgegen, sie sah die gelbe Rose in meiner Hand, die Rose, die, da ich sie Nachts über in ein Wasserglas gestellt, noch frisch und duftig erschien, als sei sie soeben erst gepflückt worden.

Mit einer Verbeugung überreichte ich Ulla die Blume.

„Ich habe sie mir erobern müssen, gnädiges Fräulein," sagte ich dabei, stolz auf meinen wilden nächtlichen Ritt, „und nicht viel hätte gefehlt, dann hätte mein Blut die gelbe Rose in eine rothe verwandelt."

Ulla erschrak, und Baron Rettwig, der meine Worte für eine Lieutenants-Prahlerei halten mochte, fragte lachend, wie das möglich gewesen wäre.

So erzählte ich denn ohne Umschweife das Abenteuer der verflossenen Nacht.

„Lieutenant Barteld," schloß ich meine Geschichte, „ist soeben auf dem Wege, den frechen Agitator in Haft zu bringen."

Todtenbleich und mit leisem Aufschrei sank Ulla bei diesen Worten in Ohnmacht. —

Das Frauenherz ist ein ewiges Räthsel. Ulla, das schöne, kluge, geistreiche Mädchen, liebte den Grafen Werrsowetz, diesen verlebten, blasirten, häßlichen Gecken, dessen Moral auf den Parquets von Paris und Petersburg hängen geblieben war, dessen Witz und Geistesschärfe sich in flachen Frivolitäten kundgab, der äußerlich und innerlich ein Roué schlimmster Art war.

In Posowski hatte Werrsowetz zuerst Gelegenheit gehabt, sich Ulla zu nähern, und hatte Gegenliebe gefunden. Da das bethörte Mädchen jedoch wohl wußte, daß ihre Eltern unter den politischen Strömungen der Gegenwart nicht zugeben würden, daß sie die Gattin eines enragirten Polen würde, so beschloß man beiderseitig, noch nicht auf die Heirath zu dringen. Die weiten und einsamen Spazierritte, für die Ulla schwärmte, wurden als Deckung für intime Stelldicheins benutzt, so daß die alten Rettwigs in der That nichts von der Herzensneigung ihrer Tochter ahnen konnten.

Vom Frühstückstische wurde Ulla in ihr Zimmer gebracht: ein hitziges Fieber stellte sich bei ihr ein, so daß sie das Bett hüten mußte. Erst aus den Fieberdelirien der Erkrankten erfuhren die Eltern die Geschichte ihrer Liebe. Baron Rettwig theilte sodann mir mit, was ich vorhin schon erzählte.

Am Mittag dieses ereignißreichen Tages traf eine Staffette aus Pentschówo ein. Barteld ließ dem Rittmeister melden, daß Graf Werrsowetz bei einem Ritt über die Grenze von drei unserer Ulanen gefangen genommen worden sei. Der Graf habe dabei auf die Ulanen geschossen, und von einem der Drei sei der Schuß erwiedert worden, der Werrsowetz den linken Arm zerschmettert habe. Auf die Bitte des Grafen sei derselbe unter ehrenwörtlicher Verpflichtung, sich nach seiner Genesung dem Kriegsgericht zu stellen, vorläufig in Posowski untergebracht worden.

Gleichzeitig mit dem Grafen waren noch verschiedene verdächtige Individuen, die in Pentschówo und Umgegend hausten, festgenommen worden. Die rasch eingeleitete Untersuchung ergab, daß man es wirklich mit einer Verschwörung zu thun hatte; unter Werrsowetz' Leitung sollte eine militärische Organisation der Rebellen der ganzen Umgegend stattfinden, und dann wollte man, um der Grenzbesatzung furchtlos gegenübertreten zu können, Anschluß an die Insurgentenbanden im Innern des Landes suchen. Die Gefangenen wurden nach Posen transportirt und dort den Gerichten überwiesen.

In Timianek traten stille Tage ein. Man sah es den Rettwigs an, wie schwer die unglückliche Liebe ihrer Tochter sie niederdrückte. Durch den Baron hörte ich hin und wieder über das Ergehen Ulla's. Unvorsichtigerweise hatte man ihr von den landesverrätherischen Plänen des Grafen und von seiner Verhaftung gesprochen; die Aufregung, in die Ulla diese Mittheilung versetzen mußte, verschlimmerte naturgemäß ihre Krankheit. Ein typhöses Leiden ergriff sie und brachte sie dicht an den Rand des Grabes.

Rührend war es für mich, hören zu müssen, daß die gelbe Rose, die matt und verwelkt in einem Glase neben ihrem Lager stand, eine große Rolle in den irren Phantasien der Kranken spielte. „Die Rose — die Rose!" das waren die gellen Schreie, mit denen sie zeitweilig jach in die Höhe fuhr, und wenn dann ihr Auge die welkende Frühlingsknospe traf, dann lächelte sie und legte sich beruhigt in die Kissen zurück.

Mich hielt es nicht mehr in dem Hause der Rettwigs. Unter dem Vorwande, meine angegriffene Gesundheit müsse im Süden Kräftigung suchen, bat ich um Urlaub und erhielt ihn, ein Kamerad trat an meine Stelle. Kranken Herzens verließ ich Timianek.

Zu den Vorrechten der Jugend gehört das schnelle Vergessen. Als ich damals nach Italien abreiste, um an den grünen Gestaden Liguriens Trost und Hoffnung zu finden, glaubte ich sehr unglücklich zu sein. Ich liebte Ulla heiß und innig und war überzeugt, daß mein Leben einsam, freudlos und öde werden würde, weil ich sie verloren hatte.

Aber da kam der Krieg im Jahre Vierundsechzig, und in diesen aufregenden Tagen fand mein Herz die alte Ruhe, den alten Frieden wieder. Tausend neue Eindrücke traten von außen her an mich heran und verwischten das Bild, das meinen ersten heißen Empfindungen nach ewig mein Idol bleiben sollte. In wehmüthiger Erinnerung, aber ohne Schmerz dachte ich fürderhin noch an Ulla zurück.

Bei Düppel ward ich verwundet und fand später im Lazareth zu Kiel Aufnahme. Hier sollte ich Ulla wiederfinden — als barmherzige Schwester. Aus dem leichtherzigen, übermüthigen, koketten jungen Mädchen war ein bleiches, ernstes Weib geworden, das in dem klösterlichen Gewand und in dem dunklen Kopfputz den Eindruck einer seltsam herben Strenge machte.

Nicht am wenigsten der aufopfernden Pflege Ulla's hatte ich es zu danken, daß ich nach verhältnißmäßig kurzer Frist als völlig wiederhergestellt aus dem Lazareth entlassen werden konnte. Bewegten Herzens, doch ohne Leidenschaft nahm ich Abschied von Ulla; an diesem selben Tage aber überbrachte mir ein Diener ein kleines Paket: eine silberne Kapsel, in der die verdorrten, verwelkten Blätter einer gelben Rose lagen, ein letztes Zeichen der Erinnerung.

Durch Zufall erfuhr ich späterhin, was Ulla dazu getrieben hatte, der Welt zu entsagen und sich ganz dem Samariterdienste zu weihen. Graf Werrsowetz hatte sein Wort gebrochen und war, nachdem seine Armwunde geheilt, nach Paris geflüchtet. Von dort aus hatte er einen Brief an Ulla gerichtet, in dem er erklärte, daß er sich nie ernsthaft mit dem Gedanken getragen habe, sie vor den Altar zu führen, daß sie sich also keine weiteren Hoffnungen machen möge.

Zwei Jahre nach meiner Entlassung aus dem Kieler Lazareth las ich in einer Zeitung den Tod Ulla v. Rettwig's; sie war in Meran an einem Lungenleiden gestorben.

Abermals zwei Jahre später lernte ich in

Berlin ein süßes Mädchen kennen und lieben, und — damit ist das Schlußkapitel meiner Geschichte von der gelben Rose gekommen."

— — — — — — — — — — — —

Frau v. Osten blickte ihren Gatten treuherzig an.

„Bist Du selbst auch wirklich befriedigt von dem Schluß Deiner Geschichte?" fragte sie schelmisch.

Er reichte ihr die Hand über den Tisch und drückte sie herzlich.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine aufregende Prophezeiung. — Der Mißbrauch mit dem gedruckten Wort, der in gegenwärtiger Zeit, wo Jeder des Lesens kundig ist und durch falsche Nachrichten so leicht ein unermeßlicher Schaden angerichtet werden kann, unter Umständen strenge Strafe nach sich zieht, ist durchaus nicht nur in heutigen Tagen zu finden, sondern hielt mit der Einbürgerung der Erfindung Gutenberg's fast gleichen Schritt. Schmäh- und Lästerschriften der mannigfachsten Art befinden sich bereits unter den Druckerzeugnissen der ersten hundert Jahre. Da aber damals die Verkehrsmittel noch sehr schwerfällig und langsam waren, so war in solchen Fällen auch das Mittel des Widerrufs und der Abwehr gedruckter Unwahrheiten mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, was oft zu großer Verwirrung Anlaß gab. Im Nachfolgenden ein Beispiel aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1608 erschien ein Flugblatt, angeblich von Theobaldus Brandt, Doktor und Stadtmathematikus zu Bern, das auf seiner Titelseite folgende Meldung enthielt: „ein Prophecey undt wunderbare Weissagung von allerley vor niemal erhörten Veränderungen und Zufällen aller Hohen undt Nidern Ständen des Heyligen Römischen Reichs, welche sich von dem Jahre Christi 1608 bis 1623 in der ganzen Christenheit zutragen undt unfehlbarlich begeben werden, jetzt und vor kurzen Jahren in dem Knauf der Kirchthürme zu Bern auf Pergament verzeichnet gefunden und weil vorgehends verflossen, dieses hinterstellig publiciret ..." Als Erzeuger dieses Druckwerks war der damals in Bern wohnhafte Buchdrucker Johannes le Preux genannt. Die Hauptsache aber war, daß darin der unfehlbar bevorstehende Untergang der Stadt Braunschweig verkündigt wurde. Die Schrift fand auf den Messen und Jahrmärkten eine rasche Verbreitung, wurde von Tausenden gekauft und kam endlich auch nach Braunschweig selbst. Die dortige Bevölkerung aber gerieth ob der erschreckenden Prophezeiung in die heftigste Aufregung. Bei dem zu jener Zeit noch allgemein herrschenden Aberglauben gab es nur Wenige, die an der Richtigkeit der Weissagung zu zweifeln wagten. Die Affaire ward aber erst recht empfindlich, als der Handel und Wandel in's Stocken gerieth, indem sich die Bewohner anderer Städte scheuten, nach Braunschweig hineinzugehen. Die Sache nahm schließlich einen so bedenklichen Charakter an, daß Bürgermeister und Rath der Stadt deshalb eine ernste Sitzung abhielten und zu dem Entschlusse kamen, einen „Laufersboten" expreß nach Bern zu entsenden, um dort dem Ursprung der furchtbaren Weissagung nachzuforschen. Es geschah, und unter'm 2. Juli 1608 schrieben der Schultheiß und Rath der Stadt Bern zurück, daß der angebliche Verfasser oder Herausgeber des Flugblattes Dr. Th. Brandt in Bern nicht existire, noch existirt habe, daß auch kein Fund, wie der angegebene, in einem Kirchthurm gemacht worden und daß zwar ein Buchdrucker Johannes le Preux daselbst lebe, jedoch verneine, jene Schrift gedruckt zu haben und dies zu beschwören sich erboten habe. Das ganze Flugblatt sei mithin ein Lug- und Trugstückchen. Damit war also der leidige Zwischenfall vorerst abgethan, aber die Braunschweiger hatten noch lange unter seinen Nachwirkungen schwer zu leiden. [kl.]

Humoristisches.



Triftiger Ehescheidungsgrund.

Pfarrer: Was, scheiden wollt Ihr Euch lassen, nachdem Ihr bereits zwanzig Jahre ehelich mit einander gelebt habt?

Mann: Und ist das etwa nicht schon lang genug, Herr Pfarrer?



Zweideutig.

Erster Schüler (auf dem Schulwege): Du, ob unser Lehrer heute noch krank ist?

Zweiter Schüler: Wir wollen das Beste hoffen.

Füll-Räthsel.

N						n
	n				n	
		n		n		
			n			
		n		n		
	n				n	
N						n

Die leeren Felder sind so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Eine Schlangengattung. 2) Einen nordamerikanischen Staat. 3) Eine tropische Pflanzengattung. 4) Eine Gegend in Süddeutschland. 5) Eine Geschützart. 6) Einen Ausdruck in der Rechtssprache. 7) Einen gefeierten dramatischen Sänger der Gegenwart. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 18.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:

Bei bösen Menschen und bei bösen Hunden scheu das Schweigen mehr als ihr Geschrei.

Trennungs-Räthsel.

Getrennt — fehl's nie dem Musikinstrument!
Vereint — es einen Männernamen nennt.

Auflösung folgt in Nr. 18. [L. Maurice.]

Logogriph.

Zum Leben weckt's mit a der Sonne Strahl,
Dann gaukelt's fröhlich durch das Blüthenthal,
Um still im Kuß der Blume zu vergeh'n.

Doch wenn verschonen soll uns jedesmal
Der Kaffeesatz, dann bleibt uns keine Wahl,
Als daß es möcht' mit i zu Diensten steh'n.

Uns aber grauset, wenn wir nun die Zahl
Der Aermsten, die mit o der Hölle Qual
Erduldet, noch im Geiste vor uns seh'n.

Auflösung folgt in Nr. 18. [Frz. Marr.]

Auflösung des Vorsilben-Räthsels in Nr. 16: —bruch.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.